

Erste
männlich einmal in Ver-
bindung mit dem
„Rheinischen Tageblatt“
Waggepreis
einzel. Tagesblatt monatl.
— 10 Pf.

Rhein Raffaischer



Rahn Volksfreund

Anzeigen
kosten die einseitige kleine
Zeile 10 Pf.
Familien-Anzeigen (außer
Sterbefällen)
von unseren Abonnenten
4 Pf.

Zeitung für Heimatkunde und -Litteratur

für Heimat-Industrie und -Handel.

So. 11. Juli 1920

Sonntagsgedanken

Fang an!

Nichts ist im Leben schwer, wenn man ein Bo-
wärtig kennt. Schöpfung.

Fangen — dadurch allein kann das Unmögliche
möglich werden. Carlisle.

Denken und handeln muß aus einem Stück sein.
Fichte.

Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan,
und keinen Tag soll man vergessen.
Das Mögliche soll der Entschluß
beherzt sogleich beim Schopfe fassen:
er will es dann nicht fahren lassen
und wirtet weiter, weil er muß. Goethe.

Ein königlich Fest auf Stolzenfels

Unsern Gesangsvereinen ins Stammbuch!
Eine Erinnerung von Hermann Kipper.

Im Sommer des Jahres 1842 herrschte am
schönen Rheinstrom reges Leben und Treiben; denn
man erwartete dort den König Friedrich Wilhelm IV.
zu dem großen Herbstmanöver bei Euskirchen.
Außerdem sollte er den Grundstein legen zu dem
Fortbau des Kölner Domes; endlich gedachte er die
auf sein Geheiß aus Schutt und Trümmern wieder
erstandene Burg Stolzenfels als Burgherr feierlich
in Besitz zu nehmen. In Städten und Dörfern
hatte man seit Monaten eifrig Vorbereitungen ge-
troffen, um den Monarchen, der zum erstenmal seit
seiner Kronbesteigung die Rheinlande besuchte,
würdig zu empfangen. Ende August traf der König
mit großem Gefolge und zahlreichen Gästen am Rhein
ein und schlug sein Quartier in dem ehemaligen kur-
fürstlichen Schloß in Brühl auf, das lange Jahre leer
gestanden und nun für diesen Besuch neu hergerichtet
worden war. Jeden Morgen begab der König sich
mit glänzendem Gefolge, in dem alle Uniformen
Europas vertreten waren, zu den großartigen mili-
tairischen Schaulspielen. Er wollte bei dieser Gelegen-
heit seinen Gästen „sein herrliches Kriegsheer“, von
dem einzelne Truppenteile eben mit der neuen Uni-
form: Helm und Hosenrock, ausgerüstet worden
waren, im vollen Glanze zeigen. Es war seine
eigentliche Idee, den unschönen blumentopfförmigen Tschako
mit dem kriegerischen Helm, und den schwarz-
schwarzen Uniformrock mit dem kleidamen Waf-
ferrock zu vertauschen. Zwischen dem Kriegsspiel
standen glänzende Gastmähler, Feuerwerk, Zaf-
fenreich und ein großartiges Konzert statt, in welchem
Bühnen, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes
stand, mitwirkte.

Am 4. September zog der König mit vielen
Fürstlichkeiten und seinem Hofstaat gen Köln, um
dort den Grundstein zum Fortbau des Domes zu
legen. Bei dieser denkwürdigen Gelegenheit hielt er
jene berühmte Rede, in der er die Por-
tale die „schönsten Tore der ganzen Welt“ nannte,
bestimmt für Deutschland und durch Gottes Tote
einer neuen, großen, guten Zeit zu werden, denen

alles Arge, Unrecht, Unwahrheit und darum Unbe-
deutliche fernbleiben müßte“. Nachdem er noch einem
Feste beigewohnt, welches die Stadt Köln ihm in
dem durch einen Neubau vergrößerten Tempelhause
gab, zog er am 14. September auf einer Dampf-
flottille den Rhein hinauf gen Koblenz.

Die Fahrt gestaltete sich zu einem wahren Tri-
umphzuge. Alle die altertümlichen Städtchen und
malerischen Dörfer, welche die Ufer des Rheines
zieren, hatten Festschmuck angelegt. Die Glocken
läuteten, die Böller trachten, die Fahnen und Wimpel
flatterten auf den altergrauen Türmen, und die am
Ufer aufgestellten Ritterscharen und Sängerschöre
stimmten unter Musikbegleitung beim Passieren
der Festschiffe Jubellieder an. Der König, welcher,
wie man weiß, Romantiker und Gemütsmensch war,
befand sich infolge dieser Guldigungen in der besten
Stimmung. Den blinkenden Böller in der Hand,
feierte er in schwingender Rede seine Rheinlande
und trank auf deren Wohl und Gedeihen.

Gegen Abend legte die Flottille bei dem Dorfe
Capellen an, und der König begab sich dann so-
fort auf die Burg. Die Stadt Koblenz, welche das
Eigentumsrecht über die 1689 von den Franzosen
zerstörte Burg Stolzenfels besaß, hatte die Ruine
1823 dem damaligen Kronprinzen zum Geschenk an-
geboten, und dieser hatte dasselbe angenommen, mit
dem Versprechen, die Burg in alter Pracht und
Herrlichkeit wieder erstehen zu lassen. Als Kron-
prinz hatte Friedrich Wilhelm nur über beschränkte
Mittel zu verfügen. Demgemäß wurde 1836 vorerst
mit dem Wiederaufbau einzelner Teile begonnen und
im ersten Jahre 3000 Taler hierauf verwandt. Im
folgenden Jahre wurde die Bau Summe auf 5000
Taler erhöht. Nachdem Friedrich Wilhelm jedoch im
Juni 1840 den Thron bestiegen, wurde der Wieder-
aufbau unter Auswendung reichlicher Mittel mit
größtem Eifer gefördert, so daß der ganze umfang-
reiche Bau im September 1842 fit und fertig da-
stand; für die damalige Zeit eine Großtat!

Um den Burgherren würdig zu empfangen, hatte
man in der guten Stadt Koblenz lange vorher große
Vorbereitungen getroffen. Unter anderem wurde ein
eigener Gesangsverein gegründet mit 700 Mitgliedern,
die meist dem mittleren Bürger- und Handwerkerstande
angehörten. Die Leitung dieses „Friedrich-Wilhelm-
Vereins“ übernahm mein damaliger musikalischer
Mentor, Karl Aufhäuser, später Kapellmeister der ita-
lienischen Oper in London und Weimar. Um den
zahlreichen Chor besser übersehen zu können, beorderte
er mich als Klavierbegleiter zu den Proben. Zum
Lohne für treu geleistete Dienste sollte ich dann bei
der Feier Tagelöhner tun und alles mit ansehen
können. Angewandt mit einem schwarzen Samthabit,
großer, weißer Halskragen, seidenen Strümpfen und
Varett mit wallender Feder, sollte ich Se. Majestät
auf rotem Seidenkissen die Texte der Festgedichte und
Lieder überreichen. Aber nicht meine bescheidene
Person allein verführte die alte Zeit, sondern die
ganze Sängerschore sowie sämtliche Bauleute erschienen
an mittelalterlicher Tracht, an der Spitze der Schloß-
hauptmann und der Baumeister. Auf festlich beleuch-
teten und wimpelgeschmückten Dampfmaschinen fuhr die
also kostümierte Menschenmenge von Koblenz gen
Stolzenfels. Wieder erschollen, die Böller trachten,
Böller trachten, dazu die herrliche landschaftliche
Szenerie: es war ein Abend, wie man ihn nur am
Rhein erleben kann. Als man in Capellen gelandet

war, wurden die Fackeln angezündet und unter Vor-
antritt eines Musikkorps der Marsch nach der Burg
angetreten. Der Zug glied sich aus dem neu angelegten
Schloßwege, der sich sechsmal um den Berg windet,
einer feurigen Riesenslange. Aus dem tiefen Dun-
kel, das über dem Rheintale lagerte, tauchte nach und
nach in farbigem Lichte die feste Ehrenbreitstein mit
den sie umgebenden Forts auf, dann die Burgruine
Lahn und die alte Johannistirche bei Lahn-
stein, die Philippsburg und die Warburg bei
Braubach. Dazu läuteten die Kirchenglocken im
ganzen Rheintale, und Feuer leuchteten von den
Bergen auf.

Auf der Burg angelangt, nahm der Zug in dem
großen Schloßhof Aufstellung. Der Anblick war
wirklich zauberhaft. Die hohen, zinnengekrönten
Mauern der Burg, die schlanken Türme, die in mit-
telalterlicher Kleidung im Kreise aufgestellten Säger
und Fackelträger, alles versetzte den Beschauer in
längst vergangene Zeiten. Als die Aufstellung beendet
war stimmte der Friedrich-Wilhelm Verein das Fest-
lied an, welches auf eine Melodie aus Handels-
„Judas Maccabäus“ vom Oberpostdirektor H. ge-
dichtet war und also begann:

„Seht nun das Werkzeu nieder,
Denn die Arbeit ist vollbracht;
Stimmt an die Feiertlieder
In der feierlichen Nacht!“

Bei den ersten Tönen erschien der König auf der
Treppe zum Haupteingang. Meiner Orde gemäß
nachte ich mich Se. Majestät und überreichte auf sam-
stem Kissen die zierlich gedruckten Texte. Mir zur
Seite schritt Herr Regiermeister J. als Vertreter des
Vereins. Der König war in bester Laune und besah
sich alles auf das genaueste durch seine Vornette.
Der Zufall wollte es, daß mir, nachdem ich meine
Tagelöhnerdienste verrichtet, der Rückzug abgeschnitten
wurde, so daß ich in unmittelbarer Nähe des Königs
stehen bleiben mußte. Der Schloßhauptmann hob
jetzt an, dem König die ganze Geschichte der Burg
Stolzenfels, geschmückt mit vielen Daten und
Zahlen, vorzutragen. Während der langen Rede gab
der König ab und zu Zeichen lebhaftester Unge-
duld; er schien sich sträuben zu langweilen. Sein Blick
schweifte umher, offenbar nach einem Blickleiter
suchend. Da traf sein Auge den neben ihm stehen-
den Vagen. Er blinzelte mich durch die Vornette
an und schien in meiner bescheidenen Person das
Gesuchte gefunden zu haben. „Nein, mein werter
Vage“, fing er an, „gehörst du auch zu diesen roten
Beuten?“ Der König hatte ausgesprochen den be-
rühmten Dialekt und sprach in der allerhöchsten Tenor-
lage, um nicht zu sagen in der Festsstimme. „Zu
Befehl! Majestät. Ja — das heißt —“ Friedrich-
Wilhelm schmunzelte. Ja und nein, wie man
nimmt. Nun, wir wollen einmal annehmen: Ja!
Wer sind denn diese, der grauen Vorzeit entkommen-
den Männer?“ In diesem Augenblick ließ sich
die dünne Stimme des Schloßhauptmannes verneh-
men: „Es sind die braven Werkleute, welche die Burg
gebaut: die Maurer, die Steinmetzen, Zimmerer,
Schlosser, Schmiede, Schreiner, Aufsteiger, Klempner,
die in diesem feierlichen Augenblicke Eurer Majestät
sich zu Füßen legen.“ Friedrich Wilhelm konnte,
wie es schien, das Lachen kaum unterdrücken. „Unfinn!“
sprach er in sich hinein. „Sie haben ja alle aufrecht
wie die Pappeln auf der Chaussee.“

Er sah sich die Gedichte an, die ich ihm überreicht

hatte, und zählte die Strophen eines größeren Fest-
gedichtes. „Dreizehn Strophen zu acht Zeilen! (Zu
mir gewandt): Wird das auch gesungen, mein Sohn?“
„Nein, Majestät! zum Schluß wird —“ der König
unterbrach mich: „Doch nicht etwa gar „Das ist der
Tag des Herrn?““ „Zu Befehl, Majestät,“ erwiderte
ich besonnen, „das wird zuletzt gesungen.“ Gerade
sagte der Schloßhauptmann in höchsten Hektationen:
„Nun wir Eure Majestät in Wahrheit unserer
unwandelbaren Treue versichern, schließe ich mit dem
Rufe: Se. Majestät, unser allernachbarlicher König, lebe
hoch!“ Der Ruf, von Hunderten von Rehlen wieder-
holt, rief in den Bergen das Echo nach.

Die gute Laune des Königs war schnell wieder
hergestellt, und er entgegnete freundlich: „Danke, dank
mein lieber H., wundervoll, nur ein Enden zu lang!“
Dann hielt der König eine schwingende und poetische
Ansprache, anknüpfend an eine Strophe welche er
aus dem ihm überreichten größeren Gedichte schnell
aufgegriffen hatte. „Alles Große, sagt unser Fest-
dichter, soll erstehen, so wie die, er Ba verstand. Ja,
wie diese Feste, die einst der tohe Uebermut des
Erfinders in Schutt und Asche legt, zu neuem Glanze
erstand, so wird unser schönes Vaterland, dessen
Bruderhämme jetzt noch getrennt sind, demaleinst
geeinigt zu Schut und Trug erstehen.“ Mit den
Worten: „Das wolle Gott!“ schloß der König seine
Ansprache. Dann stimmte der Sängerschore — wie
der König gefürchtet — tatsächlich den Chor „Schä-
fers Sonntagslied“, von Kreutzer, an. Als das Lied
verklingen, ließ der König die Spitzen der Behörden
und die Vorstände der Bau- und Sängereulte sich
vorstellen. Bekanntlich liebte er solche Vorstellungen
nicht und entschuldigte sich gern durch allerlei kleine
Späße mit den Honoratioren in weißen Bauhwesten.
Als der Regiermeister J. an die Reihe kam, schien
der König des „trodenen Tones“ nun gerade satt zu
sein und ließ seiner Laune die Zügel schießen. „Wie
sind Sie?“ also redete er den Präsidenten des
Vereins an. J. (etwas betreten): „Ich — Majestät?
ich — ich wage (wage) 300 Pfund, ich sein der
Stärke! von alle hiesige Räuber! (Wegern.) Ich
schlage 'nen Dack 'vad bernieder. Bech'n Sie sich
'n mal die Faust.“ Dabei hielt er dem König die
Fäuste unter die Nase. Der König: „Na, so wars
nicht gemeint, lieber Mann; ich wollte wissen, wie
sant der Verein ist.“ Meister J.: „An die 700
Mann, Majestät!“ — „Das ist stark, daß sich 700
raube Männer n!; ich 'nen, ihrem König was auf-
binden.“ Meister J.: „Die — Majestät?“ — „It
es denn nicht eine offenbare Unwahrheit, mir vorzu-
singen, Sie seien allein auf weiter Flur? Wir befin-
den uns ja im Schloßhofe von Stolzenfels und sind
unserer so elische Hunderte?“ — „Ja, so steht es
aber in da Rotbücher.“ — „Na, und von der einen
Notenglocke, die Sie da eben gehört haben wollen,
das ist doch auch einel Flunke! Jetzt ist es ja
Abend, und alle Glocken im ganzen Rheintal öffnen
ihren metallenen Mund zu einem Massengeläute.
Denn, wie wollen Sie eine solche Behauptung rech-
fertigen?“ — Meister J.: „Ja, das steht auch so in
da Rotbücher, und wat da steht, dat singe mir und
stimmere uns weiter nig drum.“ — „Na, erzähnen
Sie sich nicht, lieber Mann. Ich hatte nur gemeint,
ob nicht ein Poet unter Ihnen sei, der den Kreu-
zerischen Tönen einmal ein paar possende Worte un-
terlegte. Hatte denn mein braver Oberpostdirektor,
der mich mit dem schönen Festgedichte überrascht, nicht

Der Ueberfall

Novelle von M. Braunstein.

Wie einem ganz unerklärlichen Gefühl des Wan-
gens bestieg der junge Kaufmann Emil Handke das
Abteil zweiter Klasse, um die vielstündige Fahrt nach
der Hauptstadt des Landes anzutreten. Er atmete
erleichtert auf, als er allein blieb, denn immer wieder
hatte er angstvoll zum Fenster hinausgeschaut, ob
nicht noch im letzten Augenblick irgend ein Herr ein-
steigen könne, der um das große Geheimnis wisse,
das Handke zu dieser Reise trieb. Handke trug nicht
weniger als zweihunderttausend Mark in seiner
Brusttasche. Er hatte von seiner Firma den Auftrag
bekommen, das Geld sicher an Ort und Stelle zu
bringen. Der junge Kaufmann hatte zwar anfänglich
daran ersucht, man möge ihm einen Begleiter mit-
geben, aber der Chef des Hauses erklärte, daß man
Handke als einen sehr zuverlässigen Beamten kenne
und diese Vorsicht daher überflüssig sei.

So sah er in dem Abteil, nachts alle fünf Minu-
ten nach der Brusttasche fassend. Wenn er doch erst
am Ziel der Reise angelangt wäre. Es gab so viele
Verbrecher und irgend jemand konnte doch erfahren
haben, daß er eine so große Summe bei sich führte.

An der nächsten größeren Schnellzugstation wurde
kurz vor Abgang des Zuges die Tür aufgerissen. Ein
Herr stieg ein. Handke betrachtete sein Vis-à-Vis
unfähig. Der forpente Mann hatte ohne Zweifel
etwas Bemerkes im Blick, seine Bewegungen waren
derart gefast und wenn er sich niederlegte, trat er es
mit solch absichtlicher Langsamkeit, daß dieses Ver-
halten unbedingt auffallen mußte. Handke ver-
schränkte die Arme über der Brust, lebte sich in die
Ecke und ließ von Zeit zu Zeit verstohlen seine Blicke
auf das Vis-à-Vis fallen. Aber auch der neue
Reisende beobachtete genau. Handke sah, wie sein
Blick prüfend an ihm herab glitt, wie er ganz beson-
ders die leberne Reisetasche auffällig musterte und es
wurde dem jungen Kaufmann immer unbehaglicher
zumute. Der Zug raste weiter. Handke vergriffen

sich, wo die Rothbremse sei, leichten Kaufes sollte der
Wohlbefindliche das Geld nicht bekommen.

Dann lachte er sich selber aus. Der Dide hatte
jetzt eine Zeitung hervorgezogen und wenn er auch
recht unaufmerksam darin las, ließ er doch von dem
ruchweisen Hitzigen ab. Seine Erregung legte sich
und als drouhen die Dämmerung nieder sank, ver-
spürte auch Handke eine immer mehr zunehmende
Müdigkeit, doch versuchte er, sich munter zu erhalten,
denn im Schloß war es zu leicht möglich, daß man
ihn beraubte. Sein Gegenüber hatte sich jetzt wieder
erhoben, frontie in dem kleinen Anpfeffer herum
Handke hatte die Augen geschlossen, wurde nun aber
durch einen leisen, flirrenden Ton aufgeschreckt. Er
sah noch deutlich das heilige Erschrecken, das über die
Züge seines Gegenübers ging, der sich aber, als er
Handkes forschenden Blick bemerkte, schnell auf seinen
Platz niederließ. Für eine kurze Zeit begann nun
wieder das gegenseitige Beobachten, dann lehnte sich
Handke abermals mit geschlossenen Augen in die Ecke
zurück.

Was war das plötzlich für ein scharfer Geruch,
den er einatmete? Er fuhr empor und sah, wie sein
Gegenüber ein ganz feuchtes Taschentuch in der Hand
hielt. Blühschnell wurde das Taschentuch hinter dem
Nacken verborgen. Handke hatte noch niemals
Chloroform gerochen und wußte daher nicht, ob dieser
scharfe Spiritusgeruch Chloroform sein konnte. Viel-
leicht war es ein anderes Betäubungsmittel. Die
Wissenschaft leistete noch dieser Richtung hin so Un-
glaubliches. Der Herzschlag kloste ihm beinahe. Er
griff in die Tasche, holte unsichtbar für seinen Reise-
begleiter das Taschentuch heraus, spannte es hinter
dem eigenen Rücken auf. So, wenn sich jetzt der
Räuber auf ihn stürzte, sollte er wenigstens den Stahl
haben. Abwartend sah er wieder in der Ecke, unter
halb geschlossenen Augenlidern sein Gegenüber an-
blinzeln.

Aber auch der Wohlbefindliche schien von starker
Nervosität befallen zu sein. Er tastete mit der Hand
bald nach der Brust, fuhr sich dann abwechselnd bald
in die eine, bald in die andere Hosentasche, strich sich

sogar, wenn er sich unbeobachtet wähnte, am Ober-
schenkel entlang, sah, dann wieder nach der Brust,
kurzum, er machte den Eindruck eines Mannes, der
etwas Absonderliches plant. Das getränkte Taschen-
tuch mußte sich immer noch hinter seinem Rücken
befinden.

Handke überlegte. Sollte er bei der nächsten
Station aussteigen? Aber bis dahin hatte er noch
eine gute halbe Stunde zu fahren. Sollte er dem
Zugbegleiter einen Wink geben? Er hatte sich ganz
in die Ecke gedrückt, regungslos mit geschlossenen
Augen der Dinge harrend, die kommen würden. Je
länger er sich schlafend stellte, um so sicherer schien sein
Gegenüber zu werden. Handke sah, wie sich der
Wohlbefindliche erhob, starr zu ihm hinüber blickte, jetzt
— eine Lähmung überfiel ihn, — jetzt beugte
sich der Reisende auch noch ein wenig über ihn,
betrachtete ihn, dann trat er wieder zurück. Handke
sah ihm noch nicht genügend fest eingeschlossen zu
sein, um die verbrecherische Tat zu begehen. Und
nun sah Handke, wie sich der andere ganz plötzlich die
Weste aufknöpfte, wie er sich am Beinkleide zu schloffen
machte. Da richtete er sich mit einem Aus empor.
Ein leiser, aber erschreckter Ton kam über die Lippen
des Gegenübers, der sich den Mantel über der Brust
zusammenzog und sich dann beifussam wieder auf
seinen Platz setzte, dabei vermeidete er, sein Gegen-
über anzusehen. In Handke aber war eine solche
Reugierde erwacht, daß er, als der Zug auf der Sta-
tion hielt, das Abteil nicht verließ, sondern mit dem
Reisenden allein weiterfuhr.

Sein Gegenüber hatte inzwischen versucht mög-
lichst unauffällig die Hosenträger wieder am Bein-
kleid zu befestigen und die Weste zu schließen. Aber-
mals stellte sich Handke schlafend und nun begann
das Spiel von neuem. Der Reisende zog anschei-
nend aus einer oder im Beinkleide angebrachten in-
neren Tasche etwas Wundes hervor, das er rasch
hinter seinem Rücken verbarg. Da aber sprang
Handke auf. Mit einem Ruck rief er an der Rei-
se, sah, dann mit beiden Händen nach dem Halse
seines Gegenübers, denn er hatte zu deutlich den

Lauf eines Revolvers blinken sehen und schrie ihm
in Gesicht:

„Halt ich dich endlich, du Verbrecher!“
„Haben Sie Erbarmen!“ winselte der andere,
„verraten Sie mich nicht.“ „Ich habe es ja längst
gewußt, wer Sie sind.“

Noch ein paar rasche Stöße, dann hielt der Zug,
lautes Rufen und Schreien stürzten in das Abteil.
Rufen und Schreien, Handke rief die Beamten
herbei und Zug.

„Da, nehmen Sie ihn fest!“
Der Dide schlotterte. „Machen Sie doch kein so
großes Aufheben, ich will ja alles abgeben.“

Der eine Beamte hatte das nasse Taschentuch ent-
deckt und sah jetzt auch einen kleinen Aluminiumbe-
hälter, der eine eigentümliche gebogene Form hatte.
„Das riecht ja nach Spiritus?“

„Machen Sie doch kein solches Aufheben“, zerrte
der Korpuskente.
„Bringen Sie ihn in Sicherheit! Ein Ueberfall
ist geplant!“

Die Beamten zerrten ihn aus dem Abteil, aber
schon auf der nächsten Station kam der Zugführer
lachend in das Abteil zurück.

„Die Sache ist ziemlich rätselhaft. Der wollte
Sie überfallen? Der stillrige Herr? Wissen Sie,
wer das ist? Das ist einer jener berüchtigten Spi-
ritusheiber, denen man stark auf den Fersen ist. Er
hat sich auf den Körper die gefüllten Behälter ge-
bunden. Einer davon ist gerastet und ausgelaufen.
Nun hat er in Ihnen einen Detektiv vermutet. Da
bit er sich nicht getraut, die Sache wieder in Ord-
nung zu bringen. Wir haben da einen recht guten
Jung gemacht.“

Mit offenem Munde hörte Handke den Bericht
an. Aber der Zugführer fuhr lachend fort: „Er
hat sich vor Ihnen geängstigt. Er hat gekriechen, wie
Sie immerfort mit der Hand nach der Brusttasche
fuhren. Er dachte, Sie trügen dort eine Waffe, um
ihn dadurch zum Geständnis zu zwingen.“

Da fühlte sich Handke sehr beschämt, denn als
er die Aufklärung gab, wurde er von dem Beamten
noch obendrein ausgelacht.

Zeit und Mühe, noch ein paar weitere Verse unter das Lied zu machen? War sein Pegasus einmal im Juge, so konnte er ihn noch auch eine Station weiter traben lassen. Sie verließen, Herr J. Pegasus nennen die Dichter das Höfflein, auf dem sie den Ritz ins romantische Land machen. — Meister J.: „Sie müßte mich nicht für dumm verschleißen, Majestät, ich weiß schon, wer der Pegasus ist. Dem Herrn Oberpostdirektor seine Pegasus wird vielleicht etwas niedriger sein, denn die Postgauler haben jetzt viel auf der Chaussee von Koblenz nach Stolzenfels zu laufen, um die hohe Herrschaft heraus und herein zu bringen.“ — „Da haben Sie recht, aber man muß darauf denken, den Lauf, der mit diesem Liebesgetriebe, aus der Welt zu schaffen. Es werden in unserm lieben Vaterland jährlich Hunderte von Festen abgehalten; zu diesen Festen müssen Tausende Ochsen und Schafe und noch viel anderer Vieh das Leben lassen; das wissen Sie als Metzger ja besser wie ich.“ — „Zu Befehl, Majestät, ich habe auch für hier die Ochsen geliefert.“ — „Millionen Pfaffen werden bei diesen Festen geleert, und über all das Getöse vergißt man die Hauptsache: ein paar passende Reime zu schmieden. Anstatt dessen beschäftigt man sich immer mit diesem Liebes, dessen Worte meist wie die Faust aufs Auge passen.“ — „Nun, da weiß ich ein einziges Mittelchen, Majestät, um das Ding aus der Welt zu schaffen.“ — „Und das wäre?“ — „Es wird so viel verboten — ich ließ das Lied polizeilich verbieten.“ — „Die sind ja ein Tyrann, Herr J.; ich sehe, Sie verstehen die Sache; wenn einmal ein Tyrann vorankommt, so wird ich Sie empfehlen. Aber ich habe nun schon etwas Übung im Regieren. Wenn der Fürst etwas unangenehm einführen will, dann geschieht es erst recht nicht. Lehnen Sie mich die braven Deutschen nicht kennen! Ja, ja, mein lieber Meister, ich glaube, wir beide erleben nicht mehr, daß „Der Tag des Herrn“ in Ruhestand versetzt wird.“

Damit nicht der König dem Herrn J. huldvoll zu und begab sich in das Innere der Burg, wo ein Abendessen gefeiert wurde. Er hat mit seiner Prophezeiung recht behalten; er sowohl wie der Metzgermeister J. haben längst das Höfflein vergessen; aber heute erscholl noch „bei festlichem Feste“ aus hundert Pfeifen:

„Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur!“

Gründet den neuen Adel!

Von Dr. Ferdinand Abenarius.

In diesen Tagen wird vielen Deutschen eine Aufregung zugehen, dem Bunde „Deutsche Gemeinschaft“ beizutreten. Die Propaganda für die „Deutsche Gemeinschaft“ hat besonders Karl Schöffler übernommen. Am 1. April wird er in der Deutschen Reichshauptstadt, mit dem der Dürerbund zusammengeht. Die „Deutsche Gemeinschaft“ wendet sich aber an mehrere Kreise, sowohl als der Dürerbund auch der Reichsbund. An alle, welche den Drang zum Wahrhaftigen und Fruchtbaren, zum Gütlichen und Gerechten, zum Starren und zum Stolgen in unserm Volke pflegen wollen.

Die „Deutsche Gemeinschaft“ soll ein Völkerverbund in demselben Sinne sein, wie etwa die Abenteurerbünde welche sind, und er soll in demselben Sinne wie diese umhanteln — nur zunächst — negieren. Er soll ablehnen das Völkermachen mit all dem Lügen und all der Fälschung künstlich angelegener „Bedürfnisse“, die schon vor dem Kriege unsere sogenannte „Kultur“ zu einem großen Giftkeim gemacht haben. Ein Beispiel: wer einen von der „Deutschen Gemeinschaft“ einludet oder von ihm eingeladen wird, der soll wissen, daß dieser Gast oder Wirt weder Toilettenzucht, noch reiche Tafel, noch Alkohol oder Nikotin erwartet oder anbietet, wohl aber einen geistigen Hochstand der Unterhaltung. Wir fühlen uns als Glieder des deutschen Volkes. Wir sind nicht dumm genug, um nicht zu erkennen, daß uns jetzt kein Verstand und kein Vergnügen helfen kann, vor allem also kein Luxus, wir wissen vielmehr, daß der Luxus aus wirtschaftlichen Gründen heute ein Verbrechen gegen, zumal wo er Ankäufe im Ausland voraussetzt, die bei unserem Volkestande jetzt bedeuten: das Entschärfen nimmt den Wohlgegensatz Unentbehrliches auf Unwegen weg. Wir sind nicht verächtlich genug, um trotz solcher Ein-

sicht Jagen zu treiben. Schon deshalb erkennen wir einen gefährlichen sozialen Feind in dem neuen Reichtum. Wir wollen uns gegenüber dieser Menschenschicht abschließen, der Glück oder Gutmensch und dann wieder geteilt, und in rein geschlechtliche Fälschung gefügt werden, dann würde es den bösen Geschmack verlieren. Bemerkenswert aber dazu, daß der so abgerichtete Wein bald getrunken werden möge, weil er sich nicht über das Jahr hält, und daß das selbe Verfahren auch bei Weizen anzuwenden sei, wenn er weich oder „rein“ geworden mit dem Unterfisch, das weisse Treiben zu vermeiden sein.

Die Fälscher für den neuen Wein wurden im Herbst geistigt, indem man brennbare Boden mit Sand nahm, in Gebinde band und in die Weige warf, währenddem sie noch über dem Feuer hing. In so geheizten Fässern wurde kein Wein „rein“ oder „heiß“, sondern hielt allweg seine Farbe. Wollte man einen besonderen Wein machen, so nahm man, sobald der Wein vergoren war und nicht mehr aufwies, wenn er sich niederschlag, einen Kessel voll feinsten Schmelz und setzte ihn dem Wein zu. Der Geruch und Wohlgeschmack des Weines erhöhte sich auch durch Vermischung eines guten Kessels voll Honigs.

Als die beste Zeit für den Verkauf des Weines war der Brauchmonat genannt, weil man dann schon die neue Ernte übersehen konnte. — Zum Trinken werden „Witte“ empfohlen, wie sie zu Vere (Höf) geboten wurden. In Nassau waren 24 Viertel eine Ohm und 4 Maß ein Viertel, in Speier dagegen rechnete man 20 Viertel auf eine Ohm. Im übrigen waren getrocknet an allen Orten 6 Ohm gleich einem Fuder.

Alle Dampfer, als nämlich Weingärten, Wiesen, Acker, Baumgärten, Roggengärten, Weiden, Dörfer und Gärten waren in gutem Bau zu halten, mit aller zeitiger Arbeit neue Bäume zu setzen, wo es nötig ist, die Wiesen „zu jeder und rechten Zeit“ zu wässern, die Weiden in den Bächen in gutem Bau zu halten, damit das Wasser auf die Wiesen zu bringen sei und daß die Dampfer nicht geschädigt würden; endlich sollte „die Wiesen“ zu rechter Zeit aus den Höfen vor die Wiesen und auf das Ackerland gefahren werden. Wenn Verleger der Bäume sollte darauf geachtet werden, wie sie in der Erde gestanden, und welcher Teil der Sonnenhitze zugeführt gewesen; das sollte man zeichnen und den Baum ebenso tief setzen und nach der Sonne zuleiten, wie er gestanden habe, dann wachse er umso sicherer an. Das Korn war: am besten vor dem St. Michaelstag zu säen, und der Anfang sollte allweg auf einen Freitag gemacht werden, und ebenso das Ende, dann würden die Schnegeln (Schnecken) nicht daran gehen (1). Der Weizen wurde nach dem St. Michaelstag gesät. — Nach dem St. Michaelstag des Säens, der im Sommer, im Brauchmonat gelegen sei, und zwar am nächsten Freitag, sollte das Gras in den Wiesen gemäht werden und möglichst bei einem alten Weid, dem so bekannt man das Heu heim, ehe die Frucht, namentlich das Korn reif werde; die Wiesen könnten dann zur rechten Zeit gemäht werden für das Grummet. Letzteres wäre somit vor dem St. Michaelstag oder vor St. Michaelstag gerettet.

Das Obst, als nämlich Äpfel, Birnen und dergleichen, sollte man in der Pfostzeit, die vor St. Michaelstag fiel, abzuheben bei einem alten schließenden Fichte und sonderlich bei trockenem Wetter, und was man drehen konnte, sollte man auf diese Weise ernten und nicht durch Schneiden; es sollte sich dann besser. Auch die Kirschen sollten am diese Zeit geerntet werden, die Äpfel auf ein Gebinde (Boden) geschüttet werden, damit man gegen die Äpfel die Dornen machen könne, zum Kochen und Essen. Auch die Bucheckern würden ein Teil zum selben Zweck abgeben. Hier wird noch erwähnt, daß Kirsche, welche ungetrennt auf dem Gebinde oder in einem Fass aufbewahrt werden, sich 4 bis 5 Jahre halten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein humoristisches Rechenbuch
Von M. Jäger.

Rechnen war immer eine schwache Seite meiner Jünglinge. Jetzt ist das Mädel wie umgewandelt. Es freut sich unbeschäftigt auf die Rechenstunde. Und wenn es nach Hause kommt, erzählt es glückselig, wie „spassig“ das heute wieder gewesen sei.

„Spasig?“ frage ich erstaunt.

„Durchaus!“ berichtet die Kleine. „Wir haben so dröhlige Aufgaben.“

Und damit zieht sie ihr rechnerisches Rechenbuch aus dem Dunkel der Schultasche. Es nennt sich „Rechenbuch für Volks-, Mittel- und höhere Mädchenschulen“, ist in allen Mädchen- und Frauenvereinen eingeführt und hat, wie ich aus dem Titelblatt ersehe, bisher 28.000 Kinderherzen belebt und bezaubert.

„100 Äpfel kosten 7 Mark 80 Pfennig, was kostet eine Äpfel?“

„Wie hoch kommen 8 Meter Tuch im Preise, wenn 1 Meter 4 Mark 80 Pfennig kostet?“

„Wieviel kosten 7 Doppelzentner Obst, wenn ein Doppelzentner 7 Mark 60 Pfennig kostet?“

Das waren die Aufgaben, die sie heute in der Schule durchgenommen hatten. Unter schallendem Gelächter wurde erachtet, für welche lächerlich billigen Preise man 14 Zentner Obst und 8 Meter Tuch haben kann, und wie eine Äpfelart auf so eine schreie sieben und achtzig Pfennig kommt.

Mit Feuerzifer ging meine Jünglinge auch gleich an die Lösung der Aufgaben, die sie zu morgen auf hatte.

„Eine Flasche Wein kostet 1,75 Pfennig, wie hoch kommen 25 Flaschen?“

„Für einen Doppelzentner Kartoffeln bezahlt man 5 Mark 90 Pfennig, was kostet ein Pfund?“

„Ein Kilogramm Rindfleisch kostet 1 Mark 60 Pfennig, was kosten 2½ Kilogramm?“

Die „interessanten“ Aufgaben wirkten Wunder: in wenigen Minuten hatte mein Mädel ausgerechnet, daß man für 43 Mark 75 Pfennig 25 Flaschen Wein, für 4 Mark fünf Pfund Rindfleisch bekommt und für 1 Pfund Kartoffeln nicht einmal volle drei Pfennig zu bezahlen braucht.

Das Rechenbuch erregte jetzt auch mein Interesse. Ich blätterte weiter.

„Ein Bauer verkauft 15 Doppelzentner Äpfel, den Doppelzentner zu 8,75 Mark, 12 Doppelzentner Birnen, den Doppelzentner zu 7,60 Mark, wieviel löst er für die Äpfel, wieviel für die Birnen?“

„Ein Metzger kauft ein Schwein im Gewicht von 74,600 Kilogramm, das Kilogramm zu 1 Mark 28 Pfennig, wieviel hat er für das ganze Schwein zu bezahlen?“

„100 Gramm Rauchtabak kosten 45 Pfennig, wieviel kosten 3 Pfund?“

„Siehst du, Vater, meint die Kleine befriedigt, als sie mein lächelndes Gesicht sah, ich wußte, es dir auch Spaß machen.“

Sie wollte ihr Rechenbuch wieder haben, aber ich belegte es weiter mit Beschlag. So angenehme Lektüre trifft man nicht alle Tage. Man höre folgende Feststellungen:

„Eine Anzahl braucht für 75 Personen täglich 50 Kilogramm Brot, wieviel kommt im Durchschnitt auf eine Person?“

Ich rechne. Himmelsgottheit! Da kommt ja auf jede Person eine tägliche Portion von einem ganzen Pfund und noch einem Drittel dazu!

„Eine Familie gibt täglich 3 Mark 75 Pfennig aus. Wie groß ist die Ausgabe in einem Jahre?“

„Eine einfache Multiplikation, und ich errechne für diese betriebswirtschaftliche Familie eine Jahresausgabe von 1365 Mark 75 Pfennig. Also das Monats-einkommen eines Müllers.“

Die vom Rechenbuch ergriffenen wird die nachstehende Aufgabe vornehmlich interessieren:

„Auf einer Reise braucht man täglich 4 Mark 80 Pfennig. Wie lange reicht man mit 144 Mark?“

Mit besonderer Freude kann man durch einfaches Dividieren feststellen, daß man mit der fabelhaften Summe von 144 Mark einen vollen Monat reicht.

Ganz besonders habe ich mir aber noch folgende zwei Aufgaben angemerkt:

„Ein Schneider liefert einen Herrenanzug um 52 Mark 50 Pfennig und einen Damenanzug um 13 Mark 80 Pfennig. Wieviel beträgt die Rechnung?“

Als ich das las, da konnte ich keine Zurückhaltung mehr. Ich richtete an die Herausgeberin des Schulbuches, eine große württembergische Lehrervereinigung, folgende „kleine Anfrage“:

„Wo ist die Adresse des Schneiders, der mich und meinen Sohn für 66 Mark und 30 Pfennig neu einleibt?“

Eine Antwort habe ich, obgleich ich einen mit 40 Pfennig frankierten Briefumschlag beilegte, bisher nicht erhalten.

Der Untergang der Bienenzucht

Von Dr. Thiel-Bozias.

Warum ist die deutsche Bienenzucht dem Untergang geweiht? Weil das Reichswirtschaftsministerium für 1920 auf das Bienenwolk nur vier Hekt. Jüder bewilligt hat, gegen 15 Pfund in den Vorjahren. Nun weiß ich zwar, daß man diese Jüdermenge den Jüngern oft mißgönnt hat. Dabei ist aber nicht bedacht worden, daß die Biene die Menschheit ernähren hilft. Zum Beweise dieser Behauptung folgendes: Der Bestand unserer Pflanzenwelt, unserer Obst- und Gartenkulturen, der lohnende Obst- und Gartenbau überhaupt, hat die Fremdbestäubung zur Voraussetzung. Diese erfolgt durch den Wind und die Insekten. Fast 1/2 aller Pflanzenarten der Erde wird durch den Wind bestäubt, die übrigen 1/2 durch die Insekten. Der Biene aber fällt bei der Befruchtung unserer Kulturpflanzen bei weitem die größte Arbeit zu; denn unter 100 blütenbesuchenden Insekten sind reichlich 80 Bienen. Wir könnten daher wohl die Bienenzucht, nicht aber die Bienen entbehren. Ohne erstere würden wir bestehen, ohne die Bienen aber zugrunde gehen. Schickt doch ein einziges Volk im Mai und Juni bei gutem Wetter täglich etwa 10.000 Flugbienen aus. Was sollte aus unserer Obstbau, aus unserem Garten- und Feldbau werden, wenn die Biene fehle! Man kommt nur selten dazu, sich einmal vorzustellen, wieviel eine Bienenflur die deutschen Bienenstöcke zutrifft! 1912 gab es in Deutschland 2,5 Millionen Bienenstöcke. Bei 10.000 Sommerbienen auf Volk gibt das täglich 25 Millionen. Wenn nun jede Biene für einen Ausflug 12 Minuten braucht, so fliegt sie bei der gewöhnlichen Arbeitszeit von 8 Stunden täglich vierzigmal aus. Das macht für Deutschland 100 Millionen oder eine Million Tagesausflüge. Rechnen wir auf jeden Bienenstock nur 20 Blütenbesuche, so macht dies nun erst die Leistung für 90 Flugtage. Es ist selbstverständlich, daß bereits manche Forscher das Verlangen gehabt haben, sich von der Wirkung der Bienenbestäubung entwandfrei zu überzeugen. 1915 machte Professor Dr. Jander-Erlangen einen Versuch mit zwei Zweigen eines Birnbäumchens,

denen beiden 404 Blüten gelassen wurden. Der eine Zweig wurde kurz vor Aufbruch der Biene mit einer Licht- und luftdichten Tüte umgeben, so daß die Bienen nicht heranlangen konnten, der andere Zweig wurde frei gelassen. Und das Ergebnis? Der freie Zweig brachte 33 Früchte, der andere keine. Bei der zweiten Versuchsreihe brachte der freie Zweig 1000 Blüten in einem Falle 106 Früchte, und im anderen keine, beim Apfelbaum bei 204 Blüten 41 und 1, bei der Süßholzwurde bei 75 Blüten 13 und 1, bei der Stachelbeere bei 81 Blüten 49 große und 20 kleine Früchte; 100 bebaute Weizenpflanzen brachten keine, 100 danebenstehende freie 2700 kernfähige Körner. Es ist wahr, die Biene leistet der Pflanzenwelt einen Dienst, dessen Wert kaum in Zahlen ausdrücken ist. Man veranschaulicht vor dem Kriege die Arbeit eines Bienenvolkes durch Bestäubung der Blüten auf 40 Mark. Rechnen wir heute nur das 2½fache, so gibt das für 2,5 Millionen Bienen 2½ Milliarden Mark. Und die sind doch auch in unserer Zeit kein Pappenstiel.

Eine Biene bringt von einem Trachtflug etwa 40 Milligramm Blütenstaub heim. Ein Gramm erfordert demnach 25, 1 Kilogramm 25.000 Trachtflüge. Bei der Unmöglichkeit in Honig zu verwandeln der eingebrachte Blütenstaub bis 2/3 seines Gewichtes. Demnach ergeben 3 Kilogramm Blütenstaub nur ein Kilogramm Honig, und seine Gewinnung ist das Ergebnis von 75.000 Trachtflügen. Welch eine einzigartige, lebensvolle Beanspruchung des Wortes: „Viele Wenig machen ein Viel.“ Ohne ein Wort über den Geist und Nahrung des Bienen, sowie der Bedeutung des Waches hinzuzufügen, ergibt sich aus alledem folgendes: Die Biene ist ein unentbehrliches Lebewesen, welches die Wohlhab der Bewohner eines Landes fördert. Die Gewinnung von Honig und Wachs ist nicht der Hauptzweck der Bienenzucht, sondern die Bestäubung der Blüten und die Befruchtung reicher Ernten. Aus dieser Erkenntnis heraus bestimmte eine Verordnung von 1702, daß ein Bauer 4, ein Halbbauer 2 Bienenstöcke zu halten habe. Und trotz alledem soll ein Bienenwolk laut Verfügung nur 4 Pfund Jüder erhalten und ihm für den Winter der Honig belassen werden. Ganz gern würden die

einfachwilligen Jüder dies tun, wenn die Regierung nur das Wetter danach machte. Und selbst wenn das Wetter sich günstig gestaltet und die Völker soviel Honig eintragen könnten, als zur Durchwinterung unbedingt notwendig ist, so würden doch Hunderttausende zugrunde gehen, weil sie von ungeeigneten, Bienenkrankheiten erzeugenden Honig zehren müssen. Derselbe muß gerettet und durch genügende Mengen Jüder ersetzt werden. Wenn der deutschen Bienenzucht die erforderliche Menge Jüder nicht zur Verfügung gestellt werden kann, dann sind alle Aufforderungen zum vernünftigen Anbau von Honig und anderen Völkern zwecklos, und das Obst wird in Zukunft eine Seltenheit werden. Denn noch hier in einem Jahre zugrunde geht, das ist in zehn Jahren nicht wieder aufgebaut. Im Rahmen des Volkswohls erheben wir Jüder ersten Widerspruch gegen die geringe Jüdergewinnung und fordern alle Volksfreunde, Landwirte, Obst- und Gartenbauer auf, sich unserem Proteste anzuschließen.

Bemerktes

1. Wieviel Papiergeld läuft in der Welt? Die ungeheure Papiergeldinflation ist eine internationale Erscheinung. Man hat sich bemüht, den Umfang des in der Welt umlaufenden Papiergeldes schätzungsweise zu bemessen. Man ist dabei zu folgenden Ergebnissen gelangt: Das Papiergeld der Welt — mit Ausnahme Australiens, dessen besondere Verhältnisse ausser Acht — hatte bis Abschluß des Weltkrieges 40 Milliarden Franken erreicht. Sein augenblicklicher Stand wird auf 280 Milliarden Franken geschätzt. Diese 280 Milliarden bedeuten nach dem heutigen Stande der französischen Valuta ungefähr 800 Milliarden Franken. Bezeichnend ist, daß in der gleichen Zeit der Goldbestand der Welt sich nur um zehn Milliarden Franken vermehrt hat, so daß folgendes Verhältnis zwischen Goldgeld und Papiergeld herauskommt: 1913 etwa 70 zu 1, 1920 kaum noch 12 zu 1.

2. Die an der Hochzeitsfeier gezeigte Ehe. Aus einem nicht eben gewöhnlichen Anlaß war ein Prozeß entworfen, der vor einem englischen Gerichtshof verhandelt wurde. Der Beschuldigte hatte seiner Braut

den Schimpf angetan, sie statt mit dem Auto mit einer gewöhnlichen Pferdewagen zur Trauung abzuholen. In ihrer Schandeschreie grüßlich verlegt, weigerte sich die Braut, den Wagen zu besteigen. Vergewaltigt wurde der Brautgroom auseinander, daß die Pferdewagen sich um zehn Schilling billiger stelle, als ein Auto, und genau dieselben Dienste leiste. Die Schöne bestand auf dem Auto und erklärte, lieber zu Fuß zur Kirche zu gehen, als sich des ordinären Beförderungsmittels zu bedienen. Schließlich war dem Brautgroom die Geduld gerissen, und er war seiner Wege gegangen. Er hatte Recht, aber die sitzengeliebte Braut behielt Recht: denn das Gericht sprach ihr aufgrund des gedachten Ehevertrages eine Schmerzensgeld von 50 Pfund Sterling zu.

3. Der Familiendieb als Jünger. Man hat in Brüssel eine Jüngerin verurteilt, der alle Jüme, soweit sie Jüngerbedenken erregen, zur Beurteilung vorgelegt werden. Die Mehrheit in dieser Jüngerliste bilden die Familiendiebe, denen man augenblicklich das beste Urteil über die Eitelkeit des Kinos zutrifft.

4. Lebt Jar Nitolaus noch? Von einem Kenner russischer Verhältnisse gehen dem „Daher. Kurier“ Ausführungen zu, nach welchen Jar Nitolaus, entgegen den Meldungen über seine Erschießung in einem Keller Moskauer noch am Leben sei. Jar Nitolaus soll entflohen sein und die Regierung Lenins soll davon befohlen haben, die Ermordung vorzunehmen.

5. Zeitgemäße Trauung. Als jemand bemerkte, daß er bei der Beschreibung vom Traum des Pharoas nie habe beibringen können, wie sieben magere Kühe sieben Jahre aufzuheben könnten, ohne daß man es ihnen ansehe, erläuterte ihm dies ein Ehemann folgendermaßen: „Ich habe es begriffen, als ich eine Frau nahm. Ich hatte mehr als sieben große, und viele Kasse- und Handlungsbücher in meinem Geschäft, meine Frau aber nur ein kleines Wirtschaftsbuch. Und doch hatte das kleine am Ende des Jahres all meine gezeigten ausgezehrt, und man sah es ihm gar nicht an. Seit der Zeit glaube ich an den Traum des Pharoas.“